

Die späten Varianten der Stangengläser haben die Glasbläser im noch warmen Zustand mit einem achteckigen Tonmodell aufgetrieben, so daß ihre obere Partie eine achtkantige Form annahm. Mit 61 Fragmenten bilden die achteckigen Stangengläser in Schleswig die häufigste Gruppe. Schließlich sind noch die großen walzenförmigen Humpen zu nennen, die diamantgerissenen Rankendekor zeigen oder mit Email bemalt wurden; am vollständigsten ist die Darstellung eines springenden Reiters in der Tracht der Zeit um 1600. Insgesamt ist somit auch unter den jüngeren Glasfunden aus Schleswig ein reichhaltiges Spektrum vertreten.

Etwas hinderlich bei der Benutzung der Publikation erweist sich, dass in den Unterschriften der Abbildungen von Gebrauchsgläsern fast durchgehend lapidar nur „Hohlglas“ angegeben wird. Lediglich bei den Abb. 33 und 35 ist ein erläuterndes Stichwort hinzugefügt; ein solches wäre auch bei anderen Abbildungen von Nutzen. Auf manchen Abbildungen muß man ferner die zueinander gehörenden Draufsichten und Profile erst zusammensuchen, wie z. B. bei Abb. 8, 12–13. Ein horizontaler Strich für den Durchmesser und die Angabe der Mittellinie hätte die Anschaulichkeit der Rekonstruktionszeichnung erheblich erhöht, wie man auf der gleichen Abbildung bei den Nr. 1–3 unschwer erkennen kann.

Dem Text ist ein umfassendes Verzeichnis der benutzten Glasliteratur angeschlossen, in dem ca. 400 Titel erfasst sind. Doch muß man berücksichtigen, dass laut Vorwort das Manuskript bereits im Jahr 1991 abgeschlossen wurde. Nicht mehr aufgeführt sind deshalb die vielen, meist in den 1990er Jahren am Lehrstuhl für Archäologie des Mittelalters der Universität Bamberg verfassten Magisterarbeiten, die oft auch Gebrauchsglas des Mittelalters und der frühen Neuzeit behandelt haben; doch sind nur wenige davon im Druck erschienen.

Durch den Vergleich der teilweise sehr stark fragmentierten und oft braun bzw. dunkel korrodierten Glasfunde, besonders aus den älteren Schichten, mit zahlreichen auswärtigen Funden hat der Verf. viele aufschlussreiche Erkenntnisse gewonnen, die nicht nur für die Frühzeit der Stadt Schleswig und des westlichen Ostseeraums von Belang sind, sondern ebenso für die weitere Erforschung der Glasgeschichte allgemein.

D-90562 Heroldsberg
Bahnhofsweg 5

Robert Koch

NORBERT WAND, Holzheim bei Fritzlar. Archäologie eines mittelalterlichen Dorfes. Mit Beiträgen von zahlreichen Autoren. Kasseler Beiträge zur Vor- und Frühgeschichte, Band 6. In Kommission bei Verlag Marie Leidorf, Rahden/Westf. 2002. 128,— €. ISBN 3-89646-266-0; ISSN 1610-4234. 584 Seiten mit 214 Abbildungen, 135 Tafeln, 36 Tabellen und acht Beilagen.

Es ist ein beeindruckend umfassender Sammelband geworden, mit dem der im Herbst 2004 leider viel zu früh verstorbene N. Wand nach einer ganzen Reihe von Vorveröffentlichungen die langerwartete Abschlusspublikation zur mittelalterlichen Siedlung Holzheim vorlegen konnte, und sein Umfang erscheint auch angemessen: Im heute wüsten Holzheim haben die ausgedehnten, vom Herausgeber geleiteten und von der DFG geförderten Grabungen von 1976 bis 1986 umfangreiche Siedlungsreste des frühen bis späten Mittelalters nachweisen können. Für das frühe Mittelalter rekonstruiert N. Wand Gehöfte, deren einheitliche Orientierung eine gelenkte Siedlungsanlage annehmen lassen. Spätestens im beginnenden 11. Jahrhundert orientieren sich die bäuerlichen Wirtschaftseinheiten neu; Holzheim erhält nun eine

(Eigen?)kirche und die ausgedehnte Hofanlage (der „Herrenhof“) südlich dieser Kapelle eine Umfriedung. Mit der „salischen Niederungsburg“ entsteht etwas weiter östlich des „Herrenhofes“ eine erste Befestigung, die wohl im 12. Jahrhundert von der „staufischen Burg“ abgelöst wird. Erst nach deren Aufgabe am Ende des 13. Jahrhunderts orientiert sich die Bebauung am Wegenetz des Urkatasters; das endgültige Wüstfallen Holzheims wird in die Jahre um 1427 datiert.

Neben den hier selbstverständlich im Vordergrund stehenden archäologischen Arbeiten bietet der Sammelband eine ganze Reihe Beiträge weiterer geistes- und naturwissenschaftlicher Fachdisziplinen: Die geographischen und geologischen Bedingungen des Naturraums beleuchten A. Pletsch, B. Starossek und W. Jungmann; U. Willerding steuert einen Beitrag zur Archäobotanik, M. Kunter zu den menschlichen Skelettfunden und K. Donat zu den übrigen osteologischen Funden bei. Geochemische Untersuchungen lieferte W. W. Jungmann, zu den technischen Produkten äußert sich P. Hoffmann und eine petrochemische Untersuchung der Keramik wird P.-G. Turk verdankt.

Anhand der aus dem 18. und beginnenden 19. Jahrhundert stammenden Katasterunterlagen untersucht W. W. Jungmann sehr detailliert die Wege und Fluren der zu rekonstruierenden Holzheimer Feldmark und bietet damit einen vorzüglichen Überblick ihrer verkehrsgeographischen Situation im späten Mittelalter. Seine Analyse der Parzellengrenzen lässt die Besiedlungsstruktur der letzten Phase der Siedlung erstaunlich präzise erkennen.

Die weit über 100 archivalischen Belege, die U. Weiss in seiner Aufarbeitung der schriftlichen Quellen nutzen kann, beleuchten ebenfalls, wie in nahezu allen vergleichbaren ländlichen Siedlungen, vornehmlich das späte Mittelalter. Anhand dieser Quellenlage gelingt Weiss die sehr informative und kenntnisreiche Einordnung des Dorfes Holzheim in die spätmittelalterlichen Verhältnisse Nordhessens. Er erläutert geradezu beispielhaft die wirtschaftlichen Grundlagen, die politischen Machtverhältnisse sowie die kirchliche Organisation des Ortes bis zum offenbar allmählichen Wüstfallen der Siedlung.

Mit dem Beitrag von J. Waldhauser beginnen (chronologisch gesehen) die archäologischen Detailuntersuchungen. Seine sorgfältige Vorstellung der vorgeschichtlichen Besiedlung (Bronzezeit bis vorrömische Eisenzeit) im Bereich der nachmaligen Siedlungslage von Holzheim enthält erfreulicherweise einen vollständigen Katalog, der in den übrigen archäologischen Beiträgen leider fehlt.

Die bedeutenderen mittelalterlichen Funde der Grabungen werden in Einzeluntersuchungen behandelt; so kann R. Meylan die hochmittelalterliche Kerbschnittflöte einer detaillierten Betrachtung unterziehen. Die Nutzung dieses Instrumentes aus dem 11. Jahrhundert als Lockflöte und Volksinstrument scheint sehr wahrscheinlich. H. Roth erläutert das kunsthistorische Umfeld des gut erhaltenen Beinkästchendeckels, der wohl ebenfalls aus dem 11. Jahrhundert stammt und seiner Lage nach profanen Zwecken diene. Einem Produkt spätmittelalterlicher Frömmigkeit widmet sich R. Schuch: Die tönernen Kleinplastik aus den letzten Jahren Holzheims besitzt stilistische Parallelen zu den im beginnenden 14. Jahrhundert modernen „schönen Madonnen“. Die früh- bis hochmittelalterlichen Fibelfunde behandelt St. Thörle in seiner umfassenden und kenntnisreichen Studie. 13 Fibeln (sowie eine römische Scharnierfibel) wurden meist durch Sondengänger im Bereich des zu vermutenden frühmittelalterlichen Friedhofes gefunden. Bemerkenswert sind hier, neben dem hohen Anteil karolingerzeitlicher Fibeln, die erstmals in Nordhessen nachzuweisenden Bügelfibeln der ältererowingerzeitlichen Bevölkerung.

N. Wand und J.-H. Schotten teilen sich die Bearbeitung der übrigen Kleinfunde der Siedlung und bieten damit einen Querschnitt des ländlichen Sachgutes über nahezu ein Jahrtau-

send Siedlungsgeschichte. Wenn auch einige wenige Zuweisungen diskussionswürdig sind – bei der „Pilgermuschel“ (S.279) wird es sich um eine Applikation vom Pferdegeschirr handeln, wie sie beispielsweise in größerer Zahl von der südhessischen Burg Tannenberg bekannt sind – so dürfte damit doch eine umfassende Übersicht zu den Kleinfunden Holzheims vorliegen. Bemerkenswert ist vor allem der detaillierte Überblick zu den sonst meist stiefmütterlich behandelten unspektakulären Funden aus Eisen. Gerade in seiner Mannigfaltigkeit gehört dieser Komplex zu den wichtigsten mittelalterlichen Siedlungsfunden in Hessen.

Als wesentlich weniger gelungen muss dagegen die Bearbeitung der Keramik bezeichnet werden. Nicht die von M. Mathias bereits in einer Marburger Dissertation (1988) vorgelegte Aufarbeitung, sondern nur dessen einleitende Kapitel sind im Sammelband abgedruckt. Die darauf aufbauende Keramikanalyse bietet nun der Beitrag von J.-H. Schotten. Problematisch ist bei der Bearbeitung im Rahmen einer Abschlusspublikation grundsätzlich die Keramikanalyse anhand ausgewählter Befunde. M. Mathias beschränkte sich bereits auf 62 Grabungskomplexe, die J.-H. Schotten sogar auf nur 51 reduziert. Dass das einer statistischen Analyse der Keramikverteilung per Seriation nicht gerade dienlich ist, moniert auch Mathias, der die von Schotten erarbeitete „wesentlich feinere chronologische Untergliederung der Keramik auf noch geringerer Materialbasis [...] im Einklang mit dem Wechsel der Dynastien so nicht mit[...]tragen“ möchte (S.159). Mir geht es ebenso: Die „dynastische“ Phaseneinteilung der Holzheimer Keramik scheint mir weder dem keramischen Inventar angemessen noch anderweitig nachweisbar. Eine behutsamere Überarbeitung der von Mathias erarbeiteten (für das Hoch- bis Spätmittelalter etwas zu groben) Phasengliederung, die sich an den zahlreichen und mittlerweile ja auch bewährten Keramikbearbeitungen des hessisch-westfälisch-niedersächsischen Grenzraums orientiert, wäre hier sicherlich eher angebracht gewesen.

Zuweilen verleitet die bereits angesprochene unvollständige Datenbasis Schotten zu geradezu kuriosen Schlussfolgerungen: So lässt er die reduzierend gebrannten Irdenwaren MM 4.2.1 und 4.3.1 im beginnenden 15. Jahrhundert und damit noch vor der Siedlungsaufgabe einfach „verschwinden“ (S.209), weil er sie in seinen ausgewählten Komplexen nicht mehr vorfindet. Dabei wird diese im ganzen norddeutschen Raum nachweisbare Gebrauchskeramik doch bekanntermaßen (auch in der Region, vgl. z.B. R. HEINER, *Homburg/Efze „Pulverturm“ – Die Keramik*. Zeitschr. Arch. Mittelalter 22, 1994, Abb.3) bis in das frühe 16. Jahrhundert produziert.

Zu bezweifeln ist auch der deutliche Bruch, der nach J.-H. Schotten im 11. Jahrhundert die früh- von den hochmittelalterlichen Warenarten trennen soll. Hier widerspricht sich Schotten sogar selbst: Die u. a. für diesen Wandel in Anspruch genommene Warenart MM 3.2.2. läuft nach Tab.3 und S.203 im 11. Jahrhundert aus. Einige Zeilen weiter (S.205) werden dann die beiden abgebildeten Fragmente aus dem Grubenhaus 4 des „Herrenhofes“ (Abb.7) als Beispiel für die Phase „Ältere Stauferzeit“ genutzt und damit (wohl richtig) in die zweite Hälfte des 12. Jahrhunderts datiert, in eine Zeit also, in der allenthalben eine Veränderung der keramischen Inventare zu beobachten ist. Auch für Holzheim scheint mir allein schon deshalb ein Wandel des keramischen Inventars im 12. Jahrhundert wesentlich wahrscheinlicher.

Die vielen weiteren Ungereimtheiten zwischen den Tabellen 1–3 sowie dem zusammenfassenden Text aufzulisten würde den Rezensionsrahmen bei weitem sprengen. Man könnte sie als redaktionelle Ungenauigkeiten tolerieren, wäre denn ein objektiverer Überblick zu Warenarten und Formenverteilungen innerhalb der Befunde möglich. Diesen bietet der Text von Schotten aber nicht, man ist auf die extrem knappen Informationen aus den nicht miteinander korrelierten Tabellen 1 und 2 angewiesen. Weshalb das Grubenhaus 18 HH (unten),

um ein Beispiel zu nennen, so präzise in die „Hochkarolingische Zeit (Mitte 8. – 2. Viertel 9. Jahrh.)“ gesetzt wird, erfährt der Leser nicht, abgesehen von der Randformenverteilung (Tab.1) wird nichts mitgeteilt über Menge und Warenarten des keramischen Inventars, geschweige denn über die Gründe der Zuordnung. Zu allem Überfluss wird 18 HH in der Anhangtabelle (S.538) ohne Differenzierung nur grob als „karol.-ott.“ bezeichnet. Damit möchte ich die von Schotten erstellten Befunddatierungen nicht grundsätzlich in Frage stellen, der Wirrwarr sich teilweise widersprechender Angaben macht es für den Leser nur sehr schwierig, sichere Informationen zu den einzelnen Inventaren zu erhalten; insgesamt scheinen mir die Datierungen im Text aber relativ verlässlich zu sein.

Mit einem ausgiebigen Überblick zu den archäologischen Untersuchungen des mittelalterlichen Dorfes in Deutschland beginnt N. Wand seine Ausführungen zu den Befunden der Grabungen, denen eine Vorstellung der erarbeiteten Siedlungsphasen folgt. Seinen ersten beiden Phasen sind Abbildungen (doppelt, aber nicht identisch: Abb.11 und 12 und Farbtafeln 6 und 7) beigegeben, wohingegen diese für die Zeit nach 1000 und damit für einen Grossteil der Befunde fehlen, so dass ein (vollständiger?) Überblick hierzu anhand der im Anhang beigefügten Pläne und der Tabelle vom Leser selbst erstellt werden muss.

Anschließend bespricht N. Wand ausgewählte Befunde aus den einzelnen Siedlungseinheiten. Betrachtet man diese auf den ersten Blick beeindruckenden Befundinterpretationen aber im Detail, fallen eine ganze Reihe Ungenauigkeiten, vor allem aber auch Widersprüche auf. Dazu vier Beispiele:

1. Das bemerkenswerteste Ergebnis ist die außergewöhnlich große Zahl der von N. Wand in das späte Mittelalter datierten Grubenhäuser. Doch vergleicht man die Datierungen in der zugehörigen Typentafel (Abb.25) mit den Keramikdatierungen, so sind die Unstimmigkeiten ganz offensichtlich: Nach Wand gehört zum Beispiel das Grubenhaus „47 HH“ in das 14. Jahrhundert (S.135, Abb.80). J.-H. Schotten hat zu diesem Haus (wie meist) gleich zwei Datierungen zu bieten: „Jüngere bis späte Stauferzeit“ (Taf.16, identisch mit Abb.80!), aber auch „2. Drittel bis Ende 13. Jhd.“ (S.207), er datiert es also auf jeden Fall ins 13. Jahrhundert, in das es übrigens auch meiner Meinung nach gehört. Noch eklatanter ist die Differenz bei Grubenhaus „54 HH“: es soll nach der Tabelle (S.539) in karolingisch-ottonische Zeit und nach Schotten in „ottonische Zeit“ (S.203) datieren, jedenfalls nicht in das späte Mittelalter. Und so ist es meist: von „Massierungen von eingetieften Gebäuden“ (S.76) im Spätmittelalter kann nicht die Rede sein, die überwiegende Mehrzahl der Grubenhäuser Holzheims muss, wie ja allenthalben (Anm.168!), allerspätestens in das beginnende 13. Jahrhundert datieren. Auch in den übrigen Typentafeln findet sich Erstaunliches: Den oben bereits angesprochenen karolingerzeitlichen Befund 18 HH setzt Wand in Abb.24a, warum auch immer, in das „Hochmittelalter I“.

2. Eine nachvollziehbare Beweisführung wäre auch für Nachweis und Datierung des „Dreiseitenhofes“ im Bereich der „Niederungsburg“ von zwingender Notwendigkeit. Die Datierung „um 1000, spätestens in das 11. Jahrhundert“ (S.108) wird von Wand ohne weiteren Nachweis (!) mit „in den Pfofengruben gefundener Keramik“ begründet, wohingegen die Tabelle im Anhang sämtliche Gebäude „Mitte / Ende 11. Jhd.“ (S.535) datiert und die darauffolgende erste Phase der „Niederungsburg“ („um 1050“) sogar ein Keramikinventar (Anm.436) besitzt, das in das 12. Jahrhundert gehören muss. Gesetzt den Fall, die Gebäude des „Dreiseitenhofes“ sind wirklich zeitgleich, erscheint es mir zudem doch sehr fraglich, ob die von Wand dafür in Anspruch genommenen Gebäudes Spuren überhaupt als Vorläufer einer erst ein halbes Jahrtausend später sicher nachweisbaren Hofform angesehen werden dürfen.

3. Auf Schwächen bei der Befundinterpretation des Kirchengebäudes hat schon O. Ellger vor mehr als einem Jahrzehnt hingewiesen (O. ELLGER, Rez. zu: K. Sippel [Hrsg.], Beiträge

zur Archäologie mittelalterlicher Kirchen in Hessen 1. Mat. Vor- u. Frühgesch. Hessen 9 [Wiesbaden 1989]. *Germania* 69, 1991, 496 f.). Trotz der überzeugenden Argumente O. Ellgers mag sich N. Wand auch weiterhin nicht mit der Möglichkeit eines spätmittelalterlichen Nachfolgebbaus der Kirche beschäftigen und legt den Text von 1989 in fast wortgleichen Wiederholung hier noch einmal vor. Auf Abb. 66 sind noch immer die Befunde der älteren Notbergung (von 1959) und der Plangrabung 1980 gleichrangig eingetragen, nur die bereits 1959 dokumentierten Grabgruben sind gegenüber der älteren Publikation (SIPPEL a. a. O. Abb. 13) nach Südwesten verschoben. Die anhand der Skizzen von 1959 (von Ellger!) ermittelten differierenden Ausrichtungen der Mauerfluchten aber nun als „Messfehler“ abzutun, um dann den Mauerzug mit den eigenen Befunden passend zu machen, ist höchst ärgerlich und kann nur als unseriös bezeichnet werden: Sollte es 1959 zu derart gravierenden Fehlern gekommen sein, verbietet sich selbstverständlich jede unmittelbare Einbindung in die nachfolgende Grabungsdokumentation.

4. Wie sorglos Wand seine Befunde interpretiert, illustriert auch das abschließende Beispiel: Das bereits anlässlich der Speyerer Salier-Ausstellung erstellte „Idealbild eines Dorfes mit Ministerialensitz im 11. Jahrhundert“ ist dort wegen der offensichtlichen Unterschiede zum ergrabenen Befund in Holzheim eben nicht als Rekonstruktion des Dorfes Holzheim gemeint (H.-W. BÖHME in: *Das Reich der Salier* [Sigmaringen 1992] 491 f.), und genau diese Abbildung wird nun von Wand als „Rekonstruktionsversuch“ (S. 149) bezeichnet.

Diese Beispiele ließen sich vermehren, und so kann ich im Ergebnis die Befunddokumentation deshalb nur als unvollständig, stark redigiert und wahrscheinlich auch als „geschönt“ bezeichnen. Befunddatierungen werden, wenn überhaupt, nur unvollständig erläutert, sie sind in einigen Fällen sogar erkennbar falsch und offenbar nach Belieben vorgefassten Theorien angepasst. Die eklatanten methodischen Mängel, nicht nur bei der Interpretation der Kirche, nähren zusätzlich erhebliche Zweifel an der Sicherheit der Befunddatierungen sowie ihrer Interpretation. Wie die Besiedlungsstruktur in ihrer zeitlichen Abfolge letztendlich ausgesehen hat, lässt sich ohne Einblick in die Originaldokumentationen der Publikation nicht sicher entnehmen, das selbstgesteckte Ziel eines „Eindringen[s] bis in die Tiefenstrukturen des mittelalterlichen Dorfes“ (S. 24) konnte so natürlich nicht erreicht werden.

Abschließend nun ein Fazit zu ziehen, erscheint nicht leicht, zu unterschiedlich sind Qualität und Gewichtung der einzelnen Teile. Aber dennoch: Die intensive Beteiligung verschiedenster Fachdisziplinen an der archäologischen Erforschung Holzheims hat zu beeindruckenden Ergebnissen geführt, insbesondere die Untersuchungen zum geographischen und historischen Umfeld Holzheims zeigen sehr deutlich, wie unverzichtbar diese zur umfassenden archäologischen Untersuchung mittelalterlicher Siedlungen dazugehören. Hervorzuheben sind aber auch die gelungenen Beiträge zu den naturwissenschaftlichen Fragestellungen und die archäologischen Detailuntersuchungen, die ein ungemein facettenreiches Bild Holzheims entstehen lassen. Die nordhessische Siedlungseinheit Holzheim trägt damit maßgeblich zu unserer Kenntnis mittelalterlichen Dorflebens bei. Zu verdanken ist das vor allem dem langjährigen Einsatz N. Wands, ohne dessen großes persönliches Engagement die Grabung in diesem Umfang und mit diesen Ergebnissen nicht möglich gewesen wäre. Ihm ist, bei aller Kritik im Detail, für diese Leistung ein bleibender Platz in der Mittelalterarchäologie Hessens sicher.

D-44139 Dortmund
Kreuzstraße 73
E-Mail: Mathias-Austermann@t-online.de

Mathias Austermann